

Deutsche Lazarett-Zeitung



Mitteilungen über Unterrichtswesen,
Berufsberatung und Stellenvermittlung
herausgegeben vom

Ausschuß für Volksvorlesungen Frankfurt a. Main

Nr. 18.

1. Mai

1917.

Feldgraue Laienpredigt.

Von Gefr. A. Schmitt.

St. Ref.-Laz. „Lautusblatt“, Königstein i. T.

Der Krieg, der fast drei Jahre die Welt durch-
dringt, hat tausenderlei Wandlungen und Verände-
rungen in unserem Volke hervorgerufen. Aber
nicht nur im Volke daheim, sondern auch draußen
an der Front.

Gerade im Felde, wo stets neues, stets an-
deres und doch das ewige Einerlei des Krieges das
Leben beherrscht, ist vieles anders als zu Anfang
des Krieges geworden.

Die alten Regimenter sind in ihren Zahlen
schon von Neubildungen überholt. Die täglich
durch die Verluste in Erscheinung tretende Be-
wegung in der inneren Zusammensetzung der Trup-
pen hat so viele Verbände, wie Kameradschaften
und Freundschaften, gelodert. Der Korpsgeist der
Kompanien, Batterien und Eskadronen ist ge-
schwunden, und Erinnerung und Tradition ruhm-
reicher Gefechte wird nur noch von einigen wenigen,
die dabei waren, gepflegt. Alle möglichen Alters-
klassen und Klassen mischen sich heute bei den Trup-
pen untereinander.

Eine Tradition wird wohl von allen gepflegt:
die Tradition des Helden, des Feldgrauen.
Aus dem Bewußtsein Kämpfer zu sein, Krieger, ist
das als Soldat stolz und ehrenhaft empfunden.

Aber, Kameraden, ist auch jeder berechtigt, diese
Tradition der Ehre für sich in Anspruch zu nehmen?

Im August des Jahres 1914 zogen Millionen
Freiwillige zu den Fahnen, sie waren gekommen in
dem Bewußtsein der Not des Vaterlandes und
wurden getragen und gewedt von der großen Welle
der Begeisterung, die 1914 unser ganzes Volk
durchflutete.

Eine Begeisterung wie damals ist schön, herr-
lich und wird immer ein Ruhmesblatt deutscher
Geschichte bleiben.

Heute aber ist nicht mehr alles wie 1914, so
viele, vieles ist anders geworden, nicht nur unsere
Umwelt, sondern wir auch, vielleicht wir selbst in
unserer Linie.

Es gibt Leute, die es bedauern, daß die Be-
geisterung von 1914 vorüber ist. Ich weiß nicht,

ob man das bedauern soll. Begeisterung ist und
bleibt doch wohl immer eine Ekstase, ein Höhepunkt,
und kann darum nicht ewig dauern. Einmal ist
die Höchstspannung erreicht, und dann tritt die
Entspannung wieder in ihr Recht. So ist es auch
jetzt, die Ekstase ist vorüber, in vielen Herzen hat
sich Mißmut und Kleingläubigkeit eingeschlichen,
andere aber wieder träumen und träumen von
Siegen und Helden und vergessen zu handeln.

Die Begeisterung ist vorüber, die Lorbeeren der
ersten Siege haben sich auf unsere Stirnen gefenkt,
und von alledem ist nur der Kampf, die Not und
der Tod geblieben.

Unsere Seele, unser Empfinden aber muß etwas
haben, was wir an Stelle der geschwundenen Be-
geisterung setzen können. Es soll aber kein Ersatz
sein, sondern etwas Vollwertiges, Höheres, gewisser-
maßen das Sachliche, was aus der Begeisterung
geboren wurde. Was soll das sein? An Stelle
der flau gewordenen Gefühle soll das be-
wusste Handeln, die Tat treten, so ver-
langt es die Zeit. Die Tat aber kann nur ge-
boren werden aus der Pflicht, die die Tat um
ihrer selbst willen tut, und aus dem Bewußtsein der
Verantwortlichkeit unserem Volke, unseren Kindern
und Enkeln, unserer Zukunft gegenüber.

So aus der Pflicht die Kraft ziehen,
nicht bloß zum passiven Durchhalten, son-
dern zum harten Schlagen und Siegen, das
schafft uns etwas anderes, größeres, wertvolleres, als
den Rausch der Begeisterung, es schafft die Tat.
Das ist es, was ich Euch, Kameraden, sagen will,
als Kamerad und Kampfgenosse, der 1914 als
Begeisterter auszog und heute als dreijähriger Feld-
grauer die Notwendigkeit des eigenen Bewußtseins,
des Willens zur Pflicht und zur Tat er-
kannt hat.

Ihr, die Ihr aus Kampf und Not ge-
kommen seid, die Ihr Glieder und Gesundheit
dem Vaterland geopfert habt, seid nicht mürrisch
und verdrossen, sprecht nicht von Un dank, auch
nicht von einer Gerechtigkeit, die, wie Ihr meint,
mit verbundenen Augen richtet. Ich habe schon
viele von Euch gesehen auf den Straßen, die ein
kleines Band trugen. Laßt Euch durch dieses
Zeichen erinnern, daß Ihr Krieger seid, Män-
ner. Darum tragt Ihr es doch.

So Ihr aber Männer seid, habt den Mut,
Euer Leben allein und aus eigener Kraft
zu meistern.

Vergeßt nicht, daß Ihr Soldaten wart, wollt
Ihr heute durch feige, Kleingläubige Reden das herab-
würdigen, wofür Ihr geblutet und gekämpft? Seid
stolz, seid nochmals stolz und fraget nicht
nach Mitleiden. Habt Ihr draußen um Erb-
armen gekämpft? Und jetzt, wo Euch die Fuchtel
der Schrecken nicht mehr peitscht, wollt Ihr rufen
Erbarmen?

Seid stolz, daß Ihr zum Opfer für Euer Volk
würdig befunden wurdet.

Überwindet Euer Gebrechen und
seid auch daheim Kämpfer und tretet mit
Wort und Tat für die Zukunft Eueres
Volkes ein.

Freut Euch, daß Ihr noch mitarbeiten dürft
an einem größeren Deutschland.

Denkt an Eueren gefallenen Kameraden,
nehmt's als ihr Vermächtnis.

Seid stark und fordert nicht in solch schwerer
Zeit das Mitleiden Euerer Brüder. Fordert keinen
klingenden Dank für das, was des deutschen Man-
nes Pflicht ist. Euer Name wird einst in das
Buch der Helden mit goldenen Lettern eingetragen
sein.

Und als Dank nehmt die Freude am
Blühen Euerer Kinder, an dem Wachsen
eines neuen großen Vaterlandes.

Seid stolz, seid Männer, denn mit Euerem
Blute wurde die Zukunft Deutschlands
gekittet.

Der Heiner und der Brassenheimer Müller.

Von Johann Peter Hebel.

Eines Tages sah der Heiner ganz betrübt in
einem Wirtshaus und dachte daran, wie ihn zuerst
der rote Dieter und danach sein eigener Bruder
verlassen haben, und wie er jetzt allein ist. Rein,
dachte er, es ist bald keinem Menschen mehr zu
trauen, und wenn man meint, es sei einer noch so

ehrlich, so ist er ein Spigbube. Unterdessen kommen mehrere Gäste in das Wirtshaus und trinken Neuen, und wißt ihr auch, sagte einer, daß der Zundelheiner im Land ist und wird morgen im ganzen Amt ein Treibjagen auf ihn angestellt, und der Amtmann und der Schreiber stehen auf dem Anstand? Als das der Heiner hörte, wurde es ihm grün und gelb vor den Augen, denn er dachte, es lenne ihn einer und jetzt sei er verraten. Ein anderer aber sagte: Es ist wieder einmal ein blinder Lärm. Sieht nicht der Heiner und sein Bruder zu Wollenstein im Buchthaus? Darüber kommt auf einem wohlgenährten Schimmel der Brassenheimer Müller mit roten Pausbäden und kleinen freundlichen Augen daher geritten. Und als er in die Stube kam und tut den Kameraden, die bei dem Neuen sitzen, Bescheid und hört, daß sie von dem Zundelheiner sprechen, sagt er: Ich hab' schon so viel von dem Zundelheiner erzählen gehört. Ich möcht' ihn doch auch einmal sehen. Da sagte ein anderer: Nehmt Euch in acht, daß Ihr ihn nicht zu früh zu sehen bekommt. Es geht die Rede, er sei wieder im Land. Aber der Müller mit seinen Pausbäden sagte: Pah! ich komm' noch bei guter Tageszeit durch den Fridstädter Wald, dann bin ich auf der Landstraße, und wenn's fehlen will, geb' ich dem Schimmel die Sporen. Als das der Heiner hörte, fragte er die Wirtin, was bin ich schuldig, und geht fort in den Fridstädter Wald. Unterwegs begegnet ihm auf der Bettelfuhr ein lahmer Mensch. Gebt mir für ein Käsperein Cure Krücke, sagte er zu dem lahmen Soldaten. Ich habe das linke Bein übertreten, daß ich laut schreien möchte, wenn ich drauf treten muß. Im nächsten Dorf, wo Ihr abgeladen werdet, macht Euch der Wagner eine neue. Also gab ihm der Bettler die Krücke. Bald darauf gehen zwei betrunkene Soldaten an ihm vorbei und singen das Reiterlied. Wie er in den Fridstädter Wald kommt, hängt er die Krücke an einen hohen Ast, setzt sich ungefähr sechs Schritte davon weg, an die Straße, und zieht das linke Bein zusammen, als wenn er lahm wäre. Darüber kommt auf stattlichem Schimmel der Müller daher trottiert und macht ein Gesicht, als wenn er sagen wollte: Bin ich nicht der reiche Müller, und bin ich nicht der schöne Müller, und bin ich nicht der wigige Müller? Als aber der wigige Müller zu dem Heiner kam, sagt der Heiner mit kläglichem Stimm: Wolltet Ihr nicht ein Werk der Barmherzigkeit tun an einem armen lahmen Mann. Zwei betrunkene Soldaten, sie werden Euch wohl begegnet sein, haben mir all mein Almosen abgenommen und haben mir aus Bosheit, daß es so wenig war, die Krücke auf jenen Baum geschleudert, und sie ist an den Ästen hängengeblieben, daß ich nun nimmer weiter kann. Wollt Ihr nicht so gut sein und sie mit Eurer Peitsche herabzwicken? Der Müller sagt: Ja, sie sind mir begegnet an der Waldspitze. Sie haben gesungen: So herzlich, wie mein Kiesel, ist halt nichts auf der Welt! Weil aber der Müller auf einem schmalen Steg über einen Graben zu dem Baume mußte, so stieg er von dem Ross ab, um die Krücke herabzuzwicken. Als er aber an dem Baum war und schaut hinauf, schwingt sich der Heiner schnell wie ein Adler auf den stattlichen Schimmel, gibt ihm mit dem Absatz die Sporen und reitet davon. Laßt Euch das Gehen nicht verdrücken, rief er dem Müller zurück, und wenn Ihr heimkommt, so richtet Eurer Frau einen Gruß aus von dem Zundelheiner! Als er aber eine Viertelstunde nach Betzeit nach Brassenheim und an die Mühle kam, und alle Räder klapperten, daß ihn niemand hörte, stieg er vor der Mühle ab, band dem Müller den Schimmel wieder an der Haustüre an und setzte seinen Weg zu Fuß fort.

Lesen mit verteilten Rollen im Lazarett.

Wir alle haben auf der Schule einmal das Lesen gelernt. Und wenn wir hören, daß Deutschland zu den Ländern gehört, die am wenigsten Leute haben, die des Lesens unkundig sind (Analphabeten), dann fühlen wir Stolz für unser Land, das zu den gebildetsten der Welt gehört.

Aber können wir nun auch wirklich lesen? Die Buchstaben kennen wir und die Wörter, die sich aus diesen Buchstaben zusammensetzen, und lesen unsere Zeitung Tag für Tag und auch sonst wohl dies und das.

Die Frage, ob wir wirklich lesen können, ist nicht so einfach beantwortet. Mancher bildet sich's ein und kann's doch nicht. Denn zum Lesen gehört eben der Wille, zum Ziele zu kommen. Ich muß ernsthaft mir vorsetzen, mit meinem Buche zu Ende zu kommen, nicht nur mit seinen Seiten, sondern auch mit seinem Inhalt. Wenn wir ein Buch gelesen haben, müssen wir auch wissen, was das Buch will.

Bücher machen uns reicher, geben uns, was wir in uns nicht finden, aus uns nicht entwickeln können. Sie lehren uns Lebenserfahrung, lehren uns Zurechtfinden im Leben. Und wie wir durch sie im tieferen Sinne Menschen werden, so führen sie uns als besserer Führer auch zu unserem Volke. In den Werken der großen Deutschen haben wir den Geist des deutschen Volkes in seiner reinsten, edelsten Form. Was ist deutsch? Lange Abhandlungen können das nicht erschöpfen. Nimm eine Szene des „Faust“ von Goethe, ein Kapitel seines „Wilhelm Meister“, einen Gesang von „Herzmann und Dorothea“ und du hast es.

Diese Zeilen wollen zum gemeinsamen Lesen anregen.

Daß dem gemeinsamen Lesen gegenüber dem Einzellesen ein besonderer Wert zugesprochen werden muß, leuchtet wohl ohne weiteres ein. Es fehlt den Soldaten in manchen Lazaretten an Unterhaltung. Obwohl namentlich in den Großstädten durch allerhand Veranstaltungen, Konzerte, Vorträge, Theaterabende besonders geboten wird, verläuft auch dort die Zeit in drückender Eintönigkeit. Bücher sind die hauptsächlichsten Vermittler von Anregungen. Aber auch der geduldigste Kranke und der größte Bücherfreund wird nicht immer zu Lesen vermögen, es werden auch für ihn einmündige Stunden kommen; um wieviel mehr für anders geartete, mehr tätig, als beschaulich gerichtete Naturen, denen das Stillliegen eine Qual ist und die mit dem „ewigen Lesen“ sich nicht befreunden können. Gewiß ist in dieser Zeit, in der Einsamkeit des Stellungskrieges wie im Lazarett vielen das Buch zu einer Erfahrung geworden, die früher nicht ans Lesen dachten, es hat mancher unverlierbaren, geistigen Gewinn aus der Bekanntschaft mit guten Büchern davongetragen.

Mit dem gemeinsamen Lesen mit verteilten Rollen ist es indes noch eine andere Sache. Es wirkt bei weitem stärker anregend auf die Beteiligten, das gesprochene Wort ist eindringlicher, der Wechsel von Rede und Gegenrede und der darin beschlossene Fortschritt der Handlung wird anschaulicher, Teilnahme und Spannung stärker.

Dramatische Leseschmittage lassen sich ohne weiteres auch im kleinsten, einfachsten Lazarett durchführen. Oft genug werden sich in den Lazaretten Berufene finden, die mit Freude und Befriedigung an diese Arbeit herangehen und sie zu lösen verstehen werden.

Die Veranstaltungen können in kleineren Räumen stattfinden, in denen nur 6—10 Kranke liegen. Aus äußeren Gründen wird sich diese Einrichtung empfehlen, da hierbei weniger mit Störungen zu rechnen ist als in einem großen Saal, mehr Sammlung und Geschlossenheit der Stimmung zu erzielen ist, was zum guten Gelingen nicht unwesentlich beiträgt. Ein Haupterfordernis aber wird es immer sein, daß von vornherein die freiwillig übernommene Aufgabe, sei sie an sich auch unbedeutend, ernst genommen wird. Rechte Freude wird das Lesen den Mitwirkenden wie den Zuhörern nur dann bereiten, wenn jeder wirklich bei der Sache ist und seine Ehre darein setzt, die übernommene Rolle möglichst gut und dem Charakter der Gestalt gemäß wiederzugeben.

Was sollen nun die Verwundeten lesen? An geeignetem, leicht zu beschaffendem Stoff fehlt es nicht: unsere guten, billigen Sammlungen, vornehmlich die Universal-Bibliothek, bieten genug davon.

Der Wechsel von klassischen Werken und leichteren Stücken, Lustspielen wird sich überall bewähren.

Die Lazarett-Zeitung will für zwanzig Lazarettkameraden sich zusammentun und schreiben (Adresse: Lazarett-Zeitung, Frankfurt a. Theaterplatz 14), die zum Vorlesen mit Bucher stiften. Die Meldungen müssen bis 15. Mai einlaufen. Bei einer größeren Zahl Meldungen soll das Los entscheiden. Vielleicht noch ein Freund eine Stiftung zur Verfügung mit noch mehr Lazarett solche Bücher erhalten können.

Das deutsche Volkstum Siebenbürgens.

Von Soldat Philipp Müller, San.-Komp. 201. 3. Jt. Vereinslazarett Dernbach, Westerwald.

(Vom V. Preisausschreiben.)

Die heißen Tage von Verdun lagen hinter uns. In den Argonnen hatten wir uns zu lärmigen Ausspannen häuslich eingerichtet. Nur kurze Weile und es ging wieder die Kunde: Wir werden laden. Es war in der Zeit, da Rumänien räuberischen Ueberfall auf Oesterreich vollführte. Ohne daß das Ziel bekannt gegeben wurde, riefen wir es: Siebenbürgen. Aus den Schulbüchern wußte man, daß dort auch Deutsche ansässig waren. Ich war bezieherig, das Deutschtum im fernem Osten kennen zu lernen.

In einem ansehnlichen Städtchen des Siebenbürgens wurden wir vorerst einquartiert. Wir wurden in den meisten Städten und Dörfern Siebenbürgens auf die gleiche Weise behandelt. Die Deutschen bewohnen das Zentrum der Stadt, das sich in Aussehen und Anlage von einer deutschen Kleinstadt unterscheidet. Die Privathäuser tragen ganz deutschen Charakter. Nur die öffentlichen Gebäude haben ungarischen Ausschmückungen. Die Deutschen sind meist Handwerker und Geschäftsmänner oder haben gelehrte Berufe inne. Die Rumänen sind durchweg Bauern, die sich niederen, langgestreckten Häuser in der Umgebung der äußeren Stadt. Die Ungarn machen in der Hermannstädter Gegend nur einen kleinen Bruchteil aus.

Das Deutschtum Siebenbürgens reicht bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts. In dieser Zeit siedelten sich zahlreiche Kolonisten vom Rhein und aus Flandern her an. Im Laufe der Jahrhunderte kamen noch Auswanderer aus anderen deutschen Stämmen hinzu. Den Kern aber bilden die Franken vom Rhein, die als Niederdeutsche dem damaligen Gebrauch Sachsen genannt wurden. Diese Bezeichnung hat sich bis heute erhalten. Die Kolonisten bildeten ein geschlossenes Ganzes, mit ihrer eigenen Verwaltung und ihrer besonderen Privilegien. Sie sind immer ein freies Volk gewesen. Hermannstadt war der Sitz des „Sachsenrates“, der sieben Stühlen (Verwaltungsbezirken) vorstand, das ursprünglich nur von Deutschen besiedelt war, zog durch die Gebirgspässe von Siedlern mehr und mehr Walachen ein. Im Gegensatz zu den freien Deutschen waren sie Hörige der ungarischen Gutsherren. Erst in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts erlangten sie politische Gleichberechtigung mit den Deutschen und Ungarn. Langsam aber stetig überschwebten die Walachen den Sachsen, rissen den Grundbesitz zum großen Teil an sich und drängten die Deutschen zur De vollständigen Verschmelzung mit den Rumänen. Ungarn hat ein weiteres dazu beigetragen, das Deutschtum zum Vorteil der Magyaren in die Zukunft zu treiben. So kommt es, daß in ehemaligen deutschen Siedlungen der deutsche Gedanke nicht mehr erloschen ist. Siebenbürgens Hauptstadt Hermannstadt ist ein trauriges Beispiel hierfür.

Trotz alledem ist das Deutschtum Siebenbürgens auch heute noch sehr lebenskräftig. Das volkstümliche Zusammengehörigkeitsgefühl ist durch die Stille und Bedrohung der Zeiten gewachsen. Die deutsche Kultur hatte schon früher einen bede-